

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 269.

Freitag, 18. November

1927.

(3. Fortsetzung.)

Der verzauberte Wendelin.

(Nachdruck verboten.)

Ein fröhlicher Roman von Michael Mohr.

Warnebergs Stimme wurde ganz leise und eigentümlich andringlich.

„Heute haben Sie, Wendelin Rast, zum erstenmal mich enttäuscht. Ich will nicht so bitter sein und sagen, getäuscht! Als ich Sie vor fünf Jahren über das Wasser schickte, handelte ich nicht so eigensüchtig, wie Sie vielleicht heute zu glauben belieben. Ich sah in Ihnen den Mann von großen Fähigkeiten, von werdenden Fähigkeiten. Darüber vergaß ich vielleicht, daß ich der Vater eines Kindes war, dem Sie wohl ohne Ihren Willen, aber mit Sicherheit Kummer und Kämpfe zu bereiten im Begriff waren. Ich will Ihnen heute sagen, daß ich bis zum Augenblick jene Neigung meiner Tochter, die ich damals nicht gutheißen konnte, in väterlicher Schwäche genährt habe. Daß ich Ihnen immer bis zum heutigen Tag den Glauben an Sie und Ihre einstige Rückkehr zu ihr ließ. Vielleicht war das nicht klug vom alten Warneberg, aber es war wohl verzeihlich. Es ist unselig für mich, zu wissen, daß jene erste Liebe des Kindes weiter in dem werdenden Weibe gewachsen ist. Ich wünsche mir Sie heute noch weniger denn einst zum Manne meiner Tochter. Aber was soll ich meinem Kinde jetzt sagen? Ich muß ihr hart und klar eine Illusion zerstören.“

Da haben wir den Kladderadatsch, stellte Wendelin höchst unangenehm berührt fest. Jetzt bläst er glücklich die Schalmel des Dackfischschwarms. Er hatte sich in eine höchst peinliche Situation gebracht, obwohl er von vornherein das gefürchtete Thema zu umgehen beschlossen hatte. Nun war er also mitten darin!

Aber er mußte unbedingt durch die Sache hindurch. Selbst mit dem Opfer einer gewissen Nachgiebigkeit. Die Sache mit dem Kohlenrevier und der Behinderung des Amerikaners war eigentlich nach seinem Geschmack, wenn sie auch von Warneberg kam. Sein Geschäftssinn fand schnell die Brücke zum Kompromiß.

„Hochverehrter Herr Geheimrat,“ sagte er mit künstlicher Feierlichkeit, die ihm gegenüber dem gefühlvollen Deutschen am Platze schien, und die den alten Mann unangenehm berührte, „ich bin ganz Ihrer Meinung, daß ich nicht der Ihnen erwünschte Schwiegerjohn sein kann. Wie Sie ja selbst in Ihrer abgeklärten Einsicht vermuten, habe ich seit jener kleinen Jugendtorheit, die ich schon wegen Ihrer Auswirkung heute ernstlich bedauere, eine entschiedene Wandlung durchgemacht.“

Er dachte einen Augenblick an Bessie Hill und gab sich recht.

„Gerade weil ich wünsche und weiß, daß ich nicht in ein persönliches, ein familiäres Verhältnis zu Ihnen trete, bin ich in der Lage und geneigt, Ihren geschäftlichen Absichten, die Sie mir entwickelt haben, und die mich eben wegen ihrer Anforderungen interessieren, meine Dienste zu leihen. Ich könnte es nur, wenn ich weiß, daß Sie es selbst als Vater übernehmen, die letzten Fäden zwischen mir und Ihrem Fräulein Tochter, soweit sie noch bestehen, zu zertrennen. Ihr feiner menschlicher Takt wird Sie zu einer möglichst schmerzlosen Erledigung befähigen.“

Sehr feinführend ist der „Amerikaner“ nicht geworden, konstatierte Warneberg mit Bitterkeit. Eine seltsame Verbindung von geschäftlicher und privater Vereinbarung. Sie

behaagte ihm nicht eben in dieser Verquickung von Herzens- und Verstandesdingen. Aber sie schuf reine Lust und klaren Weg. Das liebte er.

„Ich danke Ihnen für die Uebernahme der Mission, Herr Doktor Rast,“ wandte er sich formell an Wendelin.

„Sie werden am besten schon morgen, wie ich bereits vorschlug, ins Kohlenrevier fahren, da der von mir noch nicht aufgefundene Norris jun. ohne mein Vorwissen unerwartet dort auftauchen kann. Wie Sie die Sache durchführen, überlasse ich Ihrem aus den Gegebenheiten von selbst resultierendem Entschluß.“

Wendelin nickte. Als wenn er in die Luft spräche, fuhr Warneberg fort.

„Ich verbürge mich dafür, daß die Affäre mit meiner Tochter von der Stunde an aus der Welt geschafft ist. Ihnen wird es mit sich selbst abmachen.“

„Auch,“ fügte er mit boshaftem Seitenhieb hinzu, „soll sie Sie nicht wiedersehen. Vielleicht wäre es nicht das schlechteste Gegenmittel, ihr den neuen Wendelin Rast einmal vorzuführen. Ich glaube, das Bild ihrer Erinnerung und ihrer Phantasie deckt sich kaum noch mit Ihrem amerikanischen Porträt. Aber ersparen wir uns das.“

Wendelin fühlte, daß er ganz guten Kaufes davongekommen sei. Was man alles als erwachsener Mann wegen einer einzigen Jugenddummheit ausstehen mußte.

Vier Porträts liefen wie ein Filmstreifen an seiner Vorstellung vorüber: der Kindskopf Wendelin, der sich im Tiergarten über beide Ohren verliebt hatte, der Dackfisch, der der Gegenstand seiner Schwärmerei gewesen war, der Mann Wendelin, wie er Gottseidank heute war oder zu sein glaubte, der rassistige Sporttyp amerikanischer Marke und Bessie Hill, mit der er noch heute nachmittags ein Tennismatch auf Leben und Liebe schlagen wollte.

Nur ein Bild fehlte: die Frau von heute. Wendelins Phantasie blickte durch einen Rahmen ohne Porträt. Und wenn er unbedingt etwas sehen wollte, so sah er Bild 2, die Dackfischaufnahme. Und dann sah er lieber weg nach Bild 4. „Guten Weg und Gelingen, Wendelin Rast!“

Aufgeseucht reichte der phantasiearme Wendelin dem Vater der Frau Warneberg von heute die Hand. Es war eine große, sportnervige Hand, in der die vergilbten Fingerringen fast verschwanden. Wendelin fühlte, daß seine Hand die stärkere war. Danach handelte er.

Als Warneberg allein war, stellte er auf seinem Schreibtisch ein Bildnis wieder auf, das während der Anwesenheit seines Besuchers auf dem Gesicht gelegen hatte. Porträt Nr. 5, von dem Wendelin immer nur den Rahmen sah.

Ob Wendelin Rast nicht doch besser einen Blick auf das unbekannte Bildnis Nr. 5 geworfen hätte?

Glück im Spiel...

Als der Großvater die Großmutter nahm, da repräsentierte „sie“ noch das schwache Geschlecht. Als der Vater die Mutter nahm, da war „er“ es der Galanterie schuldig, sich in allen Dingen roher Kraft von ihr ritterlich besiegen zu lassen. Sein Sieg bestand allein in der selbstgewollten Niederlage.

Die Frau von heute, morgen und übermorgen verfehlt dem unerwünschten, allzu zudringlichen Bewunderer ihrer Reize einen sportgerechten Leberhaken oder Nussknackerschlag. Sie empfindet es als Beleidigung, wollte ein sportlicher Gegner in einer Pose veralteter Ritterlichkeit sich von ihr im heißen Ringen um den Rekord, das Zielband oder den Torball absichtlich unterliegen lassen. Sie würde ihn schonungslos in Herz und Verstand mindestens für eine Sportkarriere disqualifizieren. Den allmodischen Trottel...

Zwischen Wald und See malerisch gebettet, lagen die musterhaft gepflegten und mit mathematisch genau gezogenen weißen Linien markierten Rechtecke der großen Spielfläche des Grunewalder Tennisclubs. Rücksichtslos dörnte die Luftkammer die unbeschlatteten Kampfplätze.

Der Hauptturnierplatz, den Treffern ausgezeichneter Spieler vorbehalten, warf nur den einsamen, auf und ab wandelnden Schatten Wendelins. Die bei Meistertreffen überfüllten Holztribünen, die ihn umrahmten, waren leer.

Einer Jugend hielt auch die sonst traditionslose Frau von heute die Dreine: der Unpünktlichkeit.

Ein Einzelkampf zwischen Mann und Frau war gewiß nicht sportlich. Gleichwohl empfand Wendelin die eigenartige Erregung eines bevorstehenden erbitterten sportlichen Wettstreites. Er hätte als hervorragender Amateur im Kampf des Radetts und der Välle manchen schwächeren männlichen Rivalen höflich, aber bestimmt abgelehnt.

Bessie Hill aber war Meisterin. Was noch mehr galt, die Tennismeisterin Amerikas, ein weiblicher Erad, eine „Kanone“, wenn der saloppe Terminus des Sportjargons für die raffige, durchtrainierte Miss Hill erlaubt war.

Eine Anwendung veralteter, europäischer Kavallerieart ließ ihn einen Augenblick bedenken, ob er dem bevorstehenden Kampfe seine volle sportliche Kraft widmen oder mit halber Spielstärke der Gegnerin den leichten Sieg überlassen sollte. Dann entsann er sich der sensationell aufgemachten Berichte amerikanischer Sport- und Tagesblätter von den niederschmetternden Siegen, die Bessie Hill über die Meisterinnen aller Länder in internationalen Treffen davongetragen hatte. Selbst wenn er sein Auserkiesenes hergab, sah er keine große Chance, die Gegnerin nach erbittertem Kampfe niederzuzwingen. Das nur dem Sportsmann von Geburt bekannte Pridesein in Muskeln, Sehnen und Nerven überließ ihn. Eine Feindseligkeit, die gewiß nicht die Person, nicht dem faszinierenden Wesen Bessie Hills galt, reizte ihn schon vor begonnem Match gegen die Rivalin auf.

Er wollte ihr als Mann und als Sportsmann den Sportsmann, den Meister zeigen.

Etwas mußte von der bevorstehenden Begegnung auf dem Hauptturnierplatz durchgedrungen sein. Einige Neugierige, gewohnheitsmäßige Besucher der Spielflächen, meist wohl Spieler von Rang selbst, beobachteten den stattlichen Mann, der trotz der brennenden Sonne den weiten, weißen Tennisrock trug und den Schläger unter den Arm geklemmt, unruhig auf und ab schritt.

Die Zeitungen hatten bereits am Morgen die Berliner Ankunft der amerikanischen Meisterin zu den bevorstehenden internationalen Wettkämpfen berichtet und hinzugefügt, daß sich Miss Hill eine Woche vor Beginn des Turniers auf den ihr unbekanntem Plätze des Grunewaldclubs trainieren wollte.

Einige, die keine mögliche sportliche Sensation verfehlen wollten, nahmen sogar bereits auf den brennend heißen Holztribünen Platz.

Wendelin warf ärgerlich den weißen Mantel auf einen Stuhl und zog den schmalen Ledergürtel fest.

Mit den langen, unweiblichen Schritten des Sportgirts amerikanischen Schlages eilte Bessie Hill endlich auf Wendelin zu. Dem freundigen Händeschütteln folgte ein unwilliges Stirnrunzeln auf Seiten Wendelins.

Natürlich — der verwünschte Insektenresser, dieser lästige, sich immer und überall aufdrängende Professor Mac Grey, wandelte als zweiter Schatten neben Bessie.

Konnte er nicht bereits mit der grünen Blechtrömmel und dem Schmetterlingsnetz die Insektenfauna des Grunewalds studieren. Vielleicht hätte er bereits einen verpateten Mailäser als naturwissenschaftliche Sensation auf-

gepfeilt. Und wenn er auch nur einige der weniger seltenen Mückenwärme der märkischen Seen zum Wohle der besetzten Berliner eingefangen hätte.

Wendelin warf einen giftigen Blick auf den Nebenbuhler. Wäre dieser verrückte Käferfänger wenigstens mit einer goldenen Brille, einem professoralen Schlapphut, Schnauzbart und Korkleberhosen wie die obligate Gelehrtenarrilatur der Wipplätter drappiert gewesen! Dann hätte er sich die Konkurrenz noch gefallen lassen.

Mac Grey hingegen war wohl rasiert, kräftig gedrungen, ein gesunder Vierziger, ein für amerikanischen Geschmack höchst smarter Gentleman, dem man Initiative beim Fikt und sportliches Können wohl zutrauen durfte.

Daß er dieses besaß, zeigte seine bestimmte Erklärung, daß er das Schiedsrichteramt im Zweikampf Wendelin-Hill übernehmen wolle. Er ließ sich auch sofort auf dem hohen Richtersitz zur Seite des Netzes nieder, schlug geruhig die Beine übereinander und entbrannte eine Zigarette, während er mit sachlicher Aufmerksamkeit die Vorbereitungen der Gegner beobachtete.

Das Zeremoniell vor dem Kampf verlief reglementgemäß. Miss Hill prüfte Schläger und Välle, ging den Platz ab und veranlaßte kleine Änderungen der weißen Markierung.

Dann auf der Grundlinie stehend, erhob sie sich leicht einige Male auf den Fußspitzen, als wollte sie ihr Gleichgewicht ausprobieren und hieb plötzlich einige Probekugeln durch die Luft haarscharf über den Nettrand. Singend durchschnitten sie die Luft und schlugen unmittelbar zu Füßen Wendelins nieder, der unwillkürlich zur Seite wich.

„Det is amerikanische Marke,“ zollten die Balljungen, die kleinsten, aber nicht am wenigsten urteilsfähigen Kenner des Sports ihren Beifall. „Paß uff, sie gibt ihm Saures!“

Mac Grey gab seine lakonischen Kommandos. Der Kampf begann. Art und Schliche des Gegners nicht kennend beobachtete jeder des anderen erste Schläge. Bei Wendelin war gleichmäßige Kraft, Sicherheit und Ruhe. Er zeigte beste, beinahe etwas zu akademische Schule. Auch hatte ihn das Fieber sportlichen Kampfes noch nicht ergriffen. Noch spielte er als Gentleman gegen die amerikanische Miss.

Bessie Hill wiederum entfaltete mit weiblicher Unmittelbarkeit ihre ganze Sportnatur. Trotz aller Bewunderung ihrer Person hatte Wendelin nicht entfernt gehut, welches bezwingende Temperament, welche körperliche und seelische Elastizität in der sportisch-schlanken Gestalt der Amerikanerin steckte. Sie schlug nicht nur mit für eine Frau ungewöhnlicher Härte und Schärfe den Ball. Ihr ganzer Körper war ein unaufhörlicher Rhythmus von blitzartigen, ästhetisch schönen Bewegungen. Das Gesicht gab den Ausdruck jeder Spielphase wieder. Sie sprang, lief vor, und zurück, wich fintenartig aus und machte eine jähe aggressive Wendung zum Gegenschlag. (Fortsetzung folgt.)

New Yorks „Große weiße Straße“

Lichtreklame in Amerika. — Was sie kostet.
Von M. P. English.

In New York tauchte zuerst der Gedanke der Lichtreklame auf und trat von hier aus seinen Siegeszug über den Erdball an. Und seitdem beschäftigt der Broadway, wegen seiner unbeschreiblichen abendlichen Lichtfülle drüben allgemein die „Große weiße Straße“ genannt, dauernd ein Heer von Menschen, das mit der Instandhaltung der Millionen Glühbirnen beschäftigt ist.

Vor dreißig Jahren flammte über dem Broadway der erste Lichtreklamebogen auf. Zweihundert Lampen leuchteten mit großen Buchstaben ohne Unterbrechung. Das kostete damals 200 Dollar im Jahr. Doch der rasende Schritt der Zeit zwang sein neues Kind zu immer schnellerem Tempo. Es bildeten sich Gesellschaften, die Künstler, Architekten und Ingenieure in ihren Dienst stellten. Immer neue, originelle, beim dauernden Anwachsen der Lichtfülle in die Augen fallende Reklameideen wurden gefordert. Es gab die unglaublichsten Kombinationen: grüne, gelbe, blaue, rote Lampen im bunten Wechsel, große Flammen, kleine Flammen, wandernde Schrift mit dreimannshohen Buchstaben — der Broadway mutete wie eine mit schreidendem Licht überschüttete Jahrmarktstraße an.

Die Reklamegesellschaft, die heute die gesamte Lichtreklame New Yorks unter sich hat, vermietet nicht nur die

einzelnen Stockwerke und Ecken der großen Gebäude mit ihren Kellamesslingen. Sie liefert den Firmen auch bereits fertige, kunstvoll ausgestattete Kellameiden und läßt diese von einem eigenen Staff von Architekten, Ingenieuren und Elektrikern ausführen. Abends ist ein regelrechter Autopatrouillendienst eingerichtet. Monteure fahren in kleinen Geschäftswagen Straß auf, Straß ab. Sie führen Lampen und Werkzeuge aller Art mit sich. Ist irgendwo an einem Lichtbild etwas in Unordnung, wird der Schaden sofort behoben. Da allabendlich Lampen von ungefähr 25 000 000 Kerzen aufklammen, kann man sich vorstellen, daß diese Patrouillen allerkhand zu tun haben. Besonders gefährlich ist stürmisches, regnerisches Wetter. In einem Gewitter z. B. gingen letzthin in einem einzigen Häuserblock 18 000 Lampen aus, die alle sofort ersetzt werden mußten. Die Presse der Gesellschaft sind ganz verschiedene. Eine einfache kleine Zelle Buchstaben kostet 3000 Dollar im Jahr. Da diese aber ziemlich unsehnlich ist, also auch wenig wirkt, wird sie kaum gefordert. Im Auge fällt erst eine Schrift, die 100 000 Dollar im Jahr kostet. Erscheinen die Buchstaben am laufenden Band, erschließen sich die Kosten für die gleiche 100 000-Dollar-Kellame schon auf jährliche 500 000 Dollar. Ein Kellam aus gab vor 25 Jahren für seine Lichtkellame 5000 Dollar aus; heute beläuft sich sein jährliches Budget für diesen einen Posten auf eine Million Dollar.

Hundert Lampen für einen Buchstaben werden nur im billigsten Tarif geliefert; gebräuchlich sind tausend und mehr Glühbirnen für einen einzigen Buchstaben. Der teuerste Schriftsatz, der augenblicklich auf dem Broadway läuft, kostet seinen Inhaber jährlich 800 000 Dollar. Ein eigenes Schaltwerk ist in einem Haus in der Nähe von Times Square eingebaut. Es erhält abends Broadways größtes Lichtfeld in Tätigkeit. Wie ein Nest bössartiger Schlangen liegen in einer Ecke ein Haufen Drähte. Magnete stellen den Kontakt mit Kupferplatten her und dem Laten bleibt es ein ewiges Geheimnis, wie in den wirren Knäuel Ordnung gebracht wird. Jedenfalls zeigt das laufende Band auf der Straßenseite, das drei Stockwerke bedeckt, dem Vorübergehenden ein bemanntes Boot auf hoher See. Das Wasser schäumt und leuchtet, die Ruder fallen in gleichmäßigem Takt, während das Boot über die Riesenschläge gleitet und auf der anderen Seite von neuem erscheint. — Eine Kaffeekellame kostet den glücklichen Besitzer jährlich 2 Millionen Dollar. Aber mehrere Stockwerke verteilt ist eine riesige Kaffeetasse angebracht. Plötzlich kippt sie um und verschüttet tropfenweise ihren Inhalt. Die Tropfen fallen und fallen, am Rande des Kellamefeldes aber hört ihre Leuchtkraft auf und mittels eines sinnreichen Mechanismus fällt dem untenstehenden Beschauer ein Päckchen Kaffee vor die Füße, ein Schauspiel, das täglich Hunderte anlockt.

Der neueste Effekt der Amerikaner ist die Beleuchtung der oberen Stockwerke ihrer Wolkenkratzer, auf die sie ja so besonders stolz sind. Dem Beschauer bietet sich ein eigenartiges Bild, wenn er die Straßenseite New Yorks entlangblickt. Die dritte bis vierte Etage der Häuserfront ist in greifbares Licht getaucht, dann folgt ein Duzend Stockwerke lang tiefste Nacht. Hierüber aber erhebt sich von raffiniert angebrachten Lampen erleuchtet, unwirklich, einer Fata Morgana gleichend, die Kuppel des Wolkenkratzers märchenhaft in den nachtschwarzen Himmel.

„Die Weiber von Oldenzaal.“

Eine lustige Geschichte von Gideon Göffels.

Der Fern-D-Zug Warschau-Amsterdam leuchte aus der Bahnhofshalle in Osnabrück. Schneller und schneller wurden die Umdrehungen der stählernen Räder. Wie ein abgeschossener Pfeil glitt die klirrende Schlange über die vorgezeichnete Schienenbahn.

In einem Abteil hatte der Zufall eine bunte Reisegesellschaft zusammengewürfelt.

„Es ist Unsinn, daß Sie den Wert Ihrer Waren voll deklarieren wollen,“ jagte der kleine Bijouteriefabrikant aus Pforzheim zu seinem Gegenüber, einem jungen Berliner Konfektionsreisenden. „Man muß heutzutage den Zollbehörden ein Schnippen schlagen, wo man kann. Ist es nicht Unfug, daß das Halbinselchen Europa durch zahlreiche Zollbarrieren zu einem wirtschaftlichen Torso gemacht wird?“

„Der Herr hat zweifellos recht,“ meinte lachend eine reisende Deutschamerikanerin. „Glauben Sie, ich würde den Wert der alten italienischen Spitzen, die ich bei mir führe, in voller Höhe angeben?“

Der dicke Viehhändler mit dem roten Gesicht tippte in nicht mißzuverstehender Weise mit dem wulstigen Zeigefinger seiner linken Hand gegen die Stirne und sagte: „Wie kann der Mensch nur so dumm sein und 200 Gulden Zoll bezahlen,

wenn es mit 100 abgemacht werden kann. Schade um die schönen holländischen „Gierchen.“

Der also Angeredete ließ sich nicht aus seiner Fassung bringen. „Sie mögen ja recht haben,“ erwiderte er, „aber mich triegen keine 10 Gölde dazu, jemals wieder in meinem Leben Konfektionsware, die ich mit über die Grenze nehme, niedriger zu deklarieren, als sie wert ist. Soll ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die Ihnen mein Verhalten verständlich macht? — Ja? — Also gut! Hören Sie!“

Es war vor 4 Jahren, mitten in der schlimmsten Inflation, als ich zum erstenmal nach Holland fuhr, um einige hundert Kleider, Kunstgewerbe, handbedruckt — einfach Zuder, sage ich Ihnen — gegen holländische Gulden einzutauschen.

„Ich verstehe,“ warf der Pforzheimer ein. „Devisen waren damals lebensnotwendiger als das tägliche Brot.“ — Und er seufzte, als er an die zurückliegenden schweren Zeiten dachte.

„Ich war gut durch den deutschen Zoll in Bentheim gekommen,“ fuhr der Erzähler fort. Doch dann kam Oldenzaal, dieses elende holländische Grenznest. Die Gepätkräger hatten meine Koffer aus dem Zug geholt und auf die Zollstöße gestellt. „Wie teuer ist das Kleid im Verkauf,“ fragte mich der Beamte, der meine Ware kontrollierte.

Ehe ich antwortete, hatte ich einen schweren Kampf in mir selber zu bestehen. Sagte ich „15 Gulden“, dann hatte ich die Wahrheit ausgesprochen, aber 300 Gulden Zoll eingebüßt. Und sagte ich nur 5 Gulden, dann hatte ich 200 Gulden Zoll gespart, aber eine wesentlich falsche Angabe gemacht. „Risikiere es nicht,“ sprach eine Stimme in mir. „Du bist ein Feigling,“ nörgelte eine andere. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und brüllte aus Leibeskräften, um meine innere Zaghaftigkeit zu verbergen: „5 Gulden ist der Verkaufswert des Kleides.“

„Soch genug deklarieren,“ äußerte sich zufrieden der Viehhändler. Der Beamte erzählte weiter:

„Der Zollmann sagte auf meine Deklaration hin gar nichts. Er sah mich nur durchdringend und spöttisch an. Dann ging er weg. Nach wenigen Augenblicken kam er mit einer jungen Dame wieder, die beim Zoll angestellt zu sein schien. Diese machte sich über meine Koffer her und musterte begeistert Kleid für Kleid. Dann fragte sie mich, ob die Ware an bestimmte holländische Firmen beordert sei. Ich antwortete mit einem raschen „Nein“, weil mir an einer Erlundigung bei meiner Abnehmerschaft nach dem Wert der Ware nichts gelegen sein konnte. Ach, hätte ich Unglückswurm doch mit „Ja“ geantwortet.“

„Dann können Sie mir wohl zwei Kleider für je fünf Gulden abgeben,“ sagte die Holländerin zu mir. Zu dem Beamten gewandt meinte sie, daß die Kleider wirklich entscheidend und billig seien.

Natürlich gab ich die 2 Kleider ab und war froh, nachdem das Fräulein mit ihrem Raub verschwunden war. Gerne bezahlte ich den Zoll, welchem der von mir deklarierter Wert von 5 Gulden pro Kleid zugrunde gelegt war. Eben wollte ich meine Koffer schließen, als atemlos zwei andere Damen auf mich zustürzten und mich anleuchteten, ob ich der Herr mit den wunderbaren Damengarderoben sei. Als ich dies zu meinem Leidwesen bejahen mußte, wollte jede der Damen zwei Kleider zu je 5 Gulden haben. Mit sähsäurer Miene schloß ich das Geschäft ab und beeilte mich, mit meinen Koffern in den Zug zu kommen. Doch drei neue Größen stellten sich mir als Kleiderliebhaberinnen vor. Als ich mich erdreistete, einen weiteren Verkauf abzulehnen, nahm mich mein Zollbeamter vor und erklärte mir, daß er mein Gebahren nicht verstehen könne. Nach meinen eigenen Angaben handle es sich um keine bestellte Ware. Der Verkaufspreis von 5 Gulden pro Stück müsse auch richtig sein, weil ich ja so deklarieren habe. Ich würde doch nur Unkosten sparen, wenn ich meine Ware bereits in Oldenzaal verkaufe. Oder ob ich etwa den Wert der Ware zu niedrig deklarieren habe? Mit dem Auge des Geleses sah er mich an.

Ich beeilte mich, dem verfluchten Kerl zu versichern, daß das nicht der Fall sei. Zum Beweis mußte ich auch diesen drei Schönen sechs Kleider zu dem Bankrottspreis von 5 Gulden pro Stück verkaufen. Ich zitterte innerlich vor Wut, wenn ich daran dachte, daß mich die Herstellung des Kleides allein fast das Doppelte gekostet hatte.“

„Ich finde, Sie sind bei der Sache immer noch ganz gut davongekommen,“ überrechnete der Fabrikant. „Sie mußten insgesamt zwölf Kleider verkaufen. Angenommen, Sie machten am Kleid einen Verlust von 5 Gulden, so verloren Sie immer erst 60 Gulden, denen eine Zollerparnis von 200 Gulden gegenüberstand.“

„Ich glaube, Sie haben den Herrn nicht ausreden lassen,“ fiel dem Pforzheimer lachend die Deutschamerikanerin ins Wort. „Ich vermute fast, daß noch mehr Fräuleins

lamen, die Kleider haben wollten," wandte sie sich dem Berliner zu. „Ist es nicht so?“

„Und ob es so ist," sprach er weiter. „In Trupps zu fünfen oder zehn rühten sie nunmehr an. Aus allen Ecken krabbelten sie. Der kleine Bahnhof spie Weiber in ungeahnter Menge. Die gesamte Dämlichkeit von Oldenzaal mußte alarmiert worden sein. Alte und Junge, Blonde und Schwarze, Schöne und Häßliche, Kleine und Große, alle pilgerten sie zu meinen Koffern und wollten meine Kleider zu 5 Gulden haben. Ich bin heute noch erstaunt, wenn ich bedenke, wie es möglich war, daß im Zeitraum von weniger als einer Viertelstunde 200 Mädchen von meinen Kleidern erfahren haben konnten. Mein D-Zug nach Amsterdam war längst weggefahren, als ich immer noch auf dem Bahnhof in Oldenzaal im Schweiß meines Angesichts Kleider verkaufte. Bewacht wurde ich getreulich von dem Zollbeamten, der mich in die Falle gelockt hatte. Kein einziges Fährchen ist mir damals übriggeblieben. Restlos ausverkauft mußte ich mit dem nächsten Zug nach Berlin zurückkehren. Mein Verlust betrug — die nicht gemachte Reise nach Amsterdam abgerechnet — 700 gute holländische Gulden. Und das kam alles nur so, weil ich die Zollbehörde um 200 Gulden bemogeln wollte! Oh diese Weiber von Oldenzaal!“

Unter endlosem Gelächter der kleinen Reisegesellschaft war der Zug in die deutsche Grenzstation Bentheim eingefahren. Eine halbe Stunde später aber — es war in Oldenzaal — deklarierten sowohl der Pforsheimer Bijouteriefabrikant seine Goldwaren als auch die Amerikanerin ihre italienischen Spitzen im vollen Werte aus. Selbst der dicke Viehhändler legte unter dem Eindruck der Erzählung des Berliners für seinen Viehtransport ein paar „holländische Eierchen“ mehr zu, als er ursprünglich die Absicht gehabt hatte. Aber zur vollen Deklaration hat er sich trotzdem nicht aufschwingen können. Die Oldenzaaler Schönen werden auch kaum Verlangen nach seinen Kälbchen gehabt haben.

Neue Bücher

* Joseph von Lauff: „Perdie Puhl“. Ein Roman vom Niederrhein. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.) Der Schauplatz der Handlung des neuen Romans von Joseph von Lauff ist auch diesmal wieder die Kleinstadt seiner niederrheinischen Heimat und der Personenkreis, der sie belebt, sind Menschen mit ihren Schwächen und Fehlern, die Lauff mit anregender und amüsanter Charakterisierungskunst außerordentlich anschaulich und überzeugend zu gestalten weiß. „Perdie Puhl“ ist ein frömmelnder Bösewicht, der als Küster zu Ansehen, als Devotionakienhändler und Geldverleiher zu Reichtum und durch betrügerischen Zwang auch zu einer Frau gekommen ist, die eigentlich einem anderen verlobt war. Als Gegenstück zu diesem Übeltäter wird uns ein lebenswürdiger Pfarrer geschildert, der für die menschlichen Schwächen seiner Schäflein nütziges Verständnis zeigt. Neben diesen beiden besonders herausgestellten Personen beleben ein rundliches Bäderschepaar, ein auf seinen Sohn besonders stolzer Seiler und ein heruntergekommener Hofbesitzer, die gespreizt und drollig, derb und drahtig, würdevoll und überheblich oder humorvoll und lebensfroh ihrer Meinung bereiten Ausdruck geben und mit ihrem betütelten Wesen die Situation häufig zu Höhepunkten einer urwüchsigen Komik treiben, den Schauplatz des Geschehens. Mit liebevoller Kleinmalerei sind die Gestalten des Romans gezeichnet, gewissermaßen nach der Natur der Landschaft, in der sie wachsen, die Lauff uns mit der glühenden Liebe des Heimatkreundes lebensvoll und leuchtend vor Augen führt.

* Marie Melchers: „Die Caruskinder“. Erzählung. (Verlag von E. Biermann, Barmen.) Marie Melchers, die bekannte Wiesbadener Erzählerin, hat wieder mit liebevollem Verständnis für Schicksalsfügungen ein Buch gestaltet, das besonders der reiferen Mädchenwelt nach dem Herzen geschrieben sein dürfte. Diesmal ist es ein Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, die als Waisen getrennt und aus der masurischen Heimat nach dem Westen verpflanzt werden. Während die Schwester in Mainz einem alten Onkel den Lebensabend heiter gestaltet und aus einem Sonderling wieder einen lebensfrohen Menschen macht, studiert der Bruder in Berlin. Ein Weihnachtsabend führt beide zu Landsleuten nach Norddeutschland, wo die Schwester einen Jugendfreund wiederfindet, den sie schätzen und lieben lernt, so daß ein glückliches Brautpaar sich dem Bruder und dem Onkel vorstellen kann. Die Verfasserin, die ihre Gestalten mit lebendiger Anschaulichkeit schildert, wech die Stimmungen und

Schwüngen der reizvollen Handlung spannungsvoll und erlebnisartig wiederzugeben.

* „Wiesbadener Volksbücher“. (Geschäftsstelle Buchhandlung Limbarth-Benn in Wiesbaden.) In diesen Wochen sind mehrere Hefte neu erschienen, auf die wir unsere Leser hinweisen möchten. Nr. 205 bietet zwei Erzählungen der schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf „Der Jahrmarktsabend“ und „Das Gänsemädchen Ma“, die beide aus ihrem bekannten Hauptwerk „Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerssons mit den Wildgänsen“ geschickt herausgeschält sind. Das nächste Heft von Anton Schott enthält zwei Erzählungen „Die Landstreicher“ und „Die gefährdete Fähr“, aus der Feder dieses, namentlich auch in katholischen Kreisen hochgeschätzten deutsch-böhmischen Schriftstellers. Seine ihm im Vorwort von R. Wagenstecher nachgerühmte Gabe, kleine Vorgänge zu höherer geistiger Bedeutung zu erheben, bewährt der Verfasser besonders auch in der Fährmannsgeschichte, die sich am Ufer der Donau abspielt. Nr. 207 ist eine bisher wenig bekannte Erzählung von Ernst v. Wildenbruch „Die Waidfrau“, die der Freund, Biograph und Herausgeber seiner Werke, Bertold Dismann mit Recht für eine seiner reifsten und besten erklärt. Bewundernswert, wie der Autor aus einem unbedeutenden Jugenderlebnis ein wundervolles und in seiner Schlichtheit tief ergreifendes Kunstwerk zu formen gewußt hat. Den Beschlus machen Nr. 208 und Nr. 209 mit je zwei Erzählungen von Wilhelm Riehl. Der erste Band enthält außer einem ausführlichen die Novellenkunst des Dichters würdigenden Vorwort von E. Liesegang „Die Hochschule der Demut“ und den lustigen Schwank vom Schultheißer in Rauenthal „Rheingauer Deutsch“. Der zweite Band bietet außer den beiden historischen Erzählungen „Burg Reideck“ — gemeint ist die Ruine Reichenberg bei St. Goarshausen — und „Tora Ruggenhuber“ das schönste Stück aus den Jugenderinnerungen des Verfassers, das die Zeit bis zur Universität umfaßt.

* Wilhelm Jüssen: „Der Jägerkrans“. (Verlag von J. Neumann-Neudamm.) Der Verfasser, der anscheinend im Walde groß geworden ist und der Pflege des edlen Weidwerks auch in Rheingauer Revieren nachgegangen ist, spricht zu uns in der einfachen Sprache der Natur. Die Charaktere sind ungekünstelt geschildert, so wie sie der stete Umgang mit Wald und Wild hervorbringt, im Guten einfach und schlicht, im Bösen abgrundtief gefunken; auch hier kennt die Natur nichts Halbes. Den Jäger wird es sympathisch berühren, daß der stets von falscher Poesie unweiterte Wilderler so dargestellt wird, wie er wirklich ist, hinterlistig und rachsüchtig, getrieben von der Sucht nach leichtem Erwerb. Wer Sinn für den deutschen Wald hat, wer mitfühlen kann mit den braven Grünröden, die in steter Gefahr und aufregendem Kampf ihren schweren Dienst verrichten, der wird das spannungsvolle Buch mit besonderem Interesse lesen.

* Hans Bachwitz: „Leute, die sich lieben“. Ein lachender Roman. (Verlag A. Bergmann, Leipzig.) „Leute, die sich lieben“ ist das letzte Buch des vor kurzem jäh und unerwartet verstorbenen humoristischen Schriftstellers Hans Bachwitz, dessen lustige Erzählungen und witzige Theaterstücke überall großen Beifall gefunden haben. Sein lachender Roman, der zu den lustigsten Büchern gehört, die je geschrieben wurden, ist ein Erkenntnis zum Optimismus, ein unverstiegbarer Quell von Heiterkeit, spannend und amüsant bis zur letzten Zeile.

* Joseph Conrad: „Taufun“. In der Reihe „Lebendige Welt“, herausgegeben von Frank Thiel. (Verlag von J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) Die Geschichte eines fürchterlichen Sturms, nichts weiter, doch mit einer ehernen, rapiden, von Steigerung zu Steigerung kletternden Kunst erzählt, bis wir am Ende wissen, daß nicht ein Taufun in den chinesischen Meeren der „Seld“ dieser erschütternden Profaballade ist, sondern ein Mensch, der sich inmitten grauenvollen Tobens mit der Einfalt eines zeitlosen Heroismus bewährt: die unvergeßliche Gestalt des Kapitän's, der sein Schiff durch die entfesselten Naturgewalten führt. Die ungemein packende Erzählung gehört zu den besten Werken des großen Anglo-Polen, der erst heute als einer der bedeutendsten Dichter der Weltliteratur erkannt ist.

* „Die Abenteuer des braven Soldaten Schweik“. (Adolf Synek, Verlag, Prag VII.) Karel Banek lebt die Serie fort, die der verstorbene Hasek nur bis zur Hälfte des vierten Bandes brachte und schrieb als fünften Band „In russischer Gefangenschaft“. Es sind wieder ungemein abenteuerreiche mit drahtiger Anschaulichkeit und derb-komischer Deutlichkeit geschilderte Erlebnisse, in denen Banek des Guten beinahe zu viel tut. In Vorbereitung befindet sich ein 6. Band, der den Abschluß der Abenteuer des braven Soldaten Schweik bringen soll.